

Meine Jugendjahre: In Krieg und Gefangenschaft"

von Ernst Burghardt

Ich schrieb im Jahr 2000 die Erlebnisse aus meiner Jugendzeit, die auch im Verwandten- und Freundeskreis gelesen wurden. Einige Leser, darunter auch Jugendliche, forderten mich auf, diese auch einmal zu veröffentlichen. Meine Schilderungen beruhen auf Aufzeichnungen, die ich nach der Heimkehr aus Russischer Gefangenschaft gemacht habe. Am 10.08.1946 wurde ich entlassen. Am 5.09.1946 begann ich meine Erlebnisse aufzuschreiben. Meine weiteren Aufzeichnungen wurden dann als privates und später als berufliches Tagebuch weitergeführt. Heute, im Jahr 2007, habe ich kleine Änderungen aus privater Sicht vorgenommen, die aber die Erlebnisse nicht berühren. Meine Erlebnisse als Soldat waren nur eine kurze Zeit des langen und brutalen Krieges. Als unsere Kinder und später die Enkelkinder 17 Jahre wurden, war ich dankbar und zufrieden dass sie ihre Jugendjahre in Frieden erleben konnten. Wie ich diese Jahre erlebt und erlitten habe, will ich jetzt Berichten.

„Meine Kinderjahre in Grünhartau“, dieser Bericht, der schon im Heimatblatt veröffentlicht wurde, endet mit den Worten: „so fuhr mich mein Vater am 12.12.1944 früh morgens mit unserem Pferd und Wagen nach Warkotsch zum Zug. Das war meine letzte Fahrt in unserem Schlesien.“ Hier eine kleine Korrektur. Es war nicht der 12.12., sondern der 14.12.1944, denn am 12.12.1944 bekam ich die telefonische Einberufung, am 13.12.1944 die Schriftliche.

*Am **14.12.1944** musste ich mich in Cottbus bei der „Division Brandenburg“ melden, zu der ich bei der Musterung eingeteilt wurde. Vor dem Krieg war das eine freiwillige Spezialtruppe, ebenso wie die „Division Großdeutschland“, zu der wir später gehörten. Damit bin ich nun auch schon bei der Schilderung meiner Rekrutenzeit. In Cottbus bekamen wir in einer Behelfsunterkunft die Frontausbildung. Waffenkunde und Schießübungen waren unser Dienst. Beim Waffenreinigen löste sich bei einem Kameraden ein Schuss aus seinem Gewehr und verletzte ihn am Oberschenkel. Gegen den Verletzten wurde ein Verfahren wegen Selbstverstümmelung eingeleitet. Wie es ausging ist mir nicht bekannt. An Weihnachten bekamen wir Sonderverpflegung und hatten den ersten und letzten Ausgang.*

*Im **Januar 1945** waren wir schon in der Stadt Forst im Rosengarten im Einsatz. Von der feindlichen Artillerie und von Flugzeugen gerieten wir öfters mal unter Beschuss. Von hier aus wurden wir zur Brückenwache am Neißewehr eingeteilt.*

Im Februar befand sich unsere nächste Brücke bei Markersdorf, die wir bewachen sollten. Unsere Aufgabe war es die kurze Brücke, die über einen kleinen Fluss verlief, zu verteidigen oder zu sprengen. Da wir noch keine Feindberührung hatten, waren wir

nur zu zweit auf Brückenwache. Der Abreißzünder zur Sprengung der Brücke war auf der Brückenmitte angebracht. Die Kritik unserer Führung dazu war: „Typisch SS“, denn die SS hatte die Brücke zur Sprengung fertig gemacht. Eine Zeitzündschnur wurde eingebaut, die beim Zünden der Sprengsätze eine Verzögerung hervorrufen würde. Aber es lief folgendermaßen ab: Am 13. Februar 1945 standen mein Kamerad und ich, wie nach Vorschrift, auf der feindlichen Seite der Brücke. In der Nacht kam ein Bewohner von Markersdorf und sagte, dass die Russen im Ort wären. Wir glaubten es nicht und sagten zu ihm, dass es „Hiwichs“ sein werden. Hiwichs waren Ausländer, die auf deutscher Seite kämpften. Bei dem Gespräch gingen wir mit ihm zurück über die Brücke. Dann ging ich alleine wieder feindseits und sah, dass sich vor der Brücke etwas bewegte. Im ersten Augenblick dachte ich, es wären unsere Kameraden, die einen Steg sprengen sollten. Dann sah ich aber in der Morgendämmerung, dass die Gestalten runde Stahlhelme trugen, also Feinde waren. Ich machte kehrt und rannte zurück über die Brücke. Es setzte sofort Maschinengewehrfeuer ein. Die Brücke hatte ein gemauertes Geländer, so dass mir die Geschosse und Querschläger um die Ohren pfften. Ich fühlte mich durchsiebt von den Geschossen und rannte um mein Leben. Ich schäme mich nicht zu sagen, dass ich bei dieser Feuertaufe große Angst hatte. Es wäre eigentlich meine Pflicht gewesen im Kugelhagel auf der Brücke stehen zu bleiben, den Zünder zu suchen und ihn abzuziehen. Diesen Tag Vergesse ich nie.

Als ich am anderen Ende der Brücke ankam, war mein Kamerad schon auf dem Weg zur Unterkunft, die in der nahe gelegenen Mühle war, und ich lief ihm nach. Unser Gruppenführer versuchte noch die Sprengladung durch eine Fernzündung zu zünden, doch ohne Erfolg. Bei dieser ersten Feindberührung verlor ich schon alles was ich privat besessen habe. Wie ich später erfuhr, wurde auch mein Heimatdorf Grünhartau am 13. Februar von den Russen erobert und die schrecklichste Bombennacht in Dresden war auch an diesem Tage.

Wir versuchten nun mit unseren anderen Kameraden unter Beschuss den Wald zu erreichen, was uns auch gelang. Unsere vorläufige Unterkunft war bei Taubendorf in einem Bahnwärterhäuschen. Wir mussten Tag und Nacht Wache stehen, denn hinter dem Wald war der Feind. In der Nacht war das Wachestehen im Wald „furchtbar“, denn man sah die Hand vor den Augen nicht. Wenn es knackte und man rief „Parole“, nutzte das auch nichts. Das Geräusch konnte von der Natur verursacht worden sein, oder vom nächsten Wachposten, oder doch vom Feind. Mit Spähtrupps wurden die feindlichen Stellungen erkundet und nach Möglichkeit wurde auch Verpflegung „organisiert“ denn unsere Versorgung klappte schlecht.

Unsere Kompanie wurde wieder verlegt. Die nächsten Wochen waren geprägt von Angriff und Verteidigung. Einmal gingen wir mit Panzern zum Gegenangriff vor. Als sich die Panzer wegen Spritmangel zurückzogen, mussten auch wir zurück. Nach dem Sammeln der Kompanie (ca. 300 Mann) stellten wir fest, dass nur 50 Mann unverletzt

geblieben waren. Beim Überqueren einer Lichtung wurden die Kameraden von Scharfschützen nur so abgeknallt. Bei einem anderen Gegenangriff haben wir ein Dorf zurück erobert. Dabei gab es bei den Russen hohe Verluste, darunter auch eine Kommissarin.

Wir wurden wieder zurückgezogen und kamen zur Pionierausbildung nach Insel Heide. Neben Pontonbrückenbau übten wir vorwiegend die Panzerbekämpfung mit Tellerminen, Haftminen und Panzerfäusten. Auch im Minenlegen gegen einen Infanterieangriff wurden wir ausgebildet. Unsere Einheit nannte sich „Panzersturmpanionier Battailtion Großdeutschland“. Nach dieser Kurzausbildung kamen wir zum Fronteinsatz.

Am **14. 4. 1945** wurden wir mit dem LKW in die Stellung gefahren. Dort erhielten wir auch die letzte Feldpost des Krieges. Auch ich erhielt 5 Briefe. Die Feldpostbriefe waren die einzige Verbindung zwischen der Heimat und den Soldaten. Unsere Mutter schrieb fast jeden Abend an einen von uns Kindern, die als Soldaten in alle Himmelsrichtungen verstreut waren. Auch mit Freundinnen und Kusinen meines Alters war ich im Briefverkehr. Auch diese Briefe waren bei der letzten Post dabei.

Bei Rothenburg an der Neiße verließen wir den LKW. Unsere Ausrüstung waren, Maschinengewehr, Sturmgewehr und Panzerfäuste. Am Eingang zu unserem Schützengraben stand der kommandierende General von Großdeutschland zu unserer Verabschiedung, was auch außergewöhnlich war. Er hatte nur noch den linken Arm und gab jedem einzelnen Soldaten die Hand. Mit Mut machenden Worten, aber ohne Hitlergruß und Propagandasprüchen wurden wir in die Stellung eingewiesen.

Zwischenbemerkung: 2003 erfuhr ich, dass es ein Buch vom Einsatz der Großdeutschland Verbände gibt. Die Aufzeichnungen dieser Kriegstage an dieser Front bestätigen meine Angaben. Bei Betrachtung der Karte von dieser Front bin ich sicher in der Annahme, dass die Führung wusste, dass hier der Russe durchbricht. Aus diesem Grund wurden vorwiegend wir 17 jährige ohne Frau und Kind in diese Stellung geschickt. Es war vorhersehbar, dass nur wenige überleben. Aber es gibt im Leben noch Wunder und ich war in meinem Leben, Gott sei dank, öfters daran beteiligt. Später wird sich ein Leser diese Erlebnisse nicht mehr vorstellen können. Er wird sagen: „Da hin wäre ich doch nicht gegangen.“ Bei dem herrschendem Kriegsrecht hätte das aber den sicheren Tod bedeutet. Jeder, der sich ohne Marschbefehl von der Truppe entfernt, ist fahnenflüchtig und wurde damals erschossen. Trotzdem versuchten in der aussichtslosen Zeit etliche Soldaten privat einen Unterschlupf zu finden. Wurden diese von den Feldjägern, von uns „Kettenhunde“ genannt, aufgegriffen, wurden sie erschossen, oder wie wir in Spremberg sahen, zur Abschreckung an den Bäumen und Laternenpfählen aufgehängt. Sie hatten ein Schild um den Hals hängen, dessen Aufschrift lautete: „Ich war zu Feig fürs Vaterland zu kämpfen“. Dass mich diese Begebenheit tief beeindruckt hat, ist die Tatsache, dass ich sie nach über 60 Jahren

immer noch vor Augen sehe. Auch mussten wir einmal bei einer Erschießung von Fahnenflüchtigen, als Zuschauer teilnehmen.

Nun wieder zurück in unseren Schützengraben an der Neiße.

Nach einer unheimlich ruhigen Nacht zum **16.04.1945** setzte gegen Morgen das Trommelfeuer ein. Der Russe schoss mit allen ihm zur Verfügung stehenden Geschützen und Stalinorgeln (Raketenwerfern) auf unsere Stellung ein. Die Feuerwalze kam auf uns zu und blieb 3 ½ Stunden auf unserer Stellung. So etwas kann man nicht beschreiben. Wir hockten in unserem Loch und warteten auf das „Ende“. Als der Spuck vorbei war und Rauch und Nebel sich verzogen, stellten wir fest, dass wir drei noch lebten und nicht verwundet waren. Aber 50 bis 100 Meter vor uns zogen unzählige russische Panzer mit Infanterie massenhaft an uns vorbei. Ein Schuss von uns, und wir wären Leichen gewesen. Wir blieben im Loch hocken, bis die Russen weiter gezogen waren. Dann krochen wir über die von den Granaten umgepflügte Erde zurück in den Wald, wo wir auch andere Überlebende trafen. Auf einer Anhöhe im Wald bei Niesky sammelten wir uns. Auch zwei deutsche Sturmgeschütze trafen da ein. Die gepanzerten Fahrzeuge mit einer Kanone an Bord sicherten unsere Anhöhe gegen russische Angriffsversuche mit Sprenggranaten.

Da wir uns hinter der russischen Front befanden, erkundeten unsere Spähtrupps die Lage. In einer Nacht brachen wir lautlos aus. Alles was klapperte wurde abgelegt, nur Löffel und Gabel wurde behalten. Im Schutz von Wald und Gebüsch wurden die russischen Stellungen umgangen und im Morgengrauen erreichten wir unter Führung eines älteren Hauptmanns den Waldrand. Auf freiem Feld stand ein Tigerpanzer, der die Russen in Schach hielt und wir waren gerettet. Auch die Sturmgeschütze fuhren auf dem Waldweg an den feindlichen Stellungen vorbei, ohne dass ein Schuss fiel. Wir Soldaten hatten überhaupt keine Ahnung wie viele Kameraden gefallen und verwundet wurden. Das war so um den **20.04.1945**.

Nach einem Tag Ruhe und guter Verpflegung wurden wir wieder neu zusammengestellt. MG, Sturmgewehr und Panzerfäuste waren unsere Bewaffnung auf einem SPW (Schützen-Panzer-Wagen). Die Fahrzeuge waren gepanzert, aber nach oben hin offen. Es war ein Kettenfahrzeug, das mit zwei Vorderrädern und Kettenbremsen gelenkt wurde, was aber nicht funktionierte. Deshalb sind wir einmal gegen ein Baum gefahren und ein anderes mal sind wir umgekippt, weil die eine Seite des Fahrzeuges auf der Straße bergab fuhr und die andere Seite auf einer wagerechten Mauer die Schiefelage herbeiführte.

In der Gegend von Bautzen machten wir einem Gegenangriff und nahmen einzelne Russen gefangen. Auch dieser Einsatz unseres Verbandes wird in dem Buch erwähnt. Als wir dann an einer Hauswand standen, gerieten wir unter Granatwerferbeschuss. Auf einmal legte sich der Kamerad neben mir lautlos auf meinen Schoß, er war tot. Ein

Granatsplitter steckte in seinem Genick. Wie heißt es doch in dem Lied „Ich hatt einen Kameraden“ von 1789: „Eine Kugel kam geflogen, gilt sie mir oder gilt sie dir? Ihn hat es weggerissen, er liegt vor meinen Füßen als wär’s ein Stück von mir.“ Der tote Kamerad wurde bei einem Feldlazarett „abgeladen“ und es ging weiter zum nächsten Einsatz. So ging es Tag und Nacht weiter und man konnte zu jeder Zeit den Heldentod sterben, wie man es damals nannte. Auf einmal wurden wir zurückgezogen. Die SPW wurden auf Güterwagen verladen und fuhren über Hirschberg, Glatz, Mittelwalde bis nach Hannsdorf, wo wir ausgeladen wurden. Was diese Fahrt für einen Sinn und Zweck haben sollte wusste niemand. Am **6.05.1945** befanden wir uns in Glatz und standen auf dem Bahnhof. Ich schrieb meiner Mutter den letzten Feldpostbrief, den sie auch erhielt. Sie war nur ein paar Kilometer weiter in Nieder Rahten. Wie alle anderen Bewohner des Ortes war die Mutter vor der herannahenden russischen Front dorthin geflohen. Unser Vater war mit 57 Jahren in Frontnähe und kämpfte mit dem Volkssturm. Zum Volkssturm zählten alle, die keine Soldaten waren.

Wir fuhren von Glatz aus mit unserem Güterzug auch an Grafenort vorbei wo unsere anderen Grünhartauer Bewohner untergebracht waren. Es wäre für mich in Glatz kein Problem gewesen mich von der Truppe zu entfernen um bei meiner Mutter Unterschlupf zu suchen. Es war aber noch Krieg und die Kettenhunde waren bis zum letzten Tag aktiv. Da nur uns Überlebenden vergönnt ist davon zu berichten, können wir nicht ahnen, wie viele Menschen die letzten Tage auf tragische Art und Weise nicht überlebten. In Glatz auf dem Bahnhof wurde uns das erste Mal angedeutet, dass der Krieg bald zu Ende ist. Wir sollten uns bereithalten, um dann mit den amerikanischen Truppen gegen die Russen zu kämpfen.

Wir fuhren von Hannsdorf aus mit unseren SPW bewaffnet wie bisher nach Westen und wollten über die Moldau. Unterwegs bekamen wir von den Tschechen Flugblätter mit der Botschaft, dass der Krieg seit dem 8.Mai vorbei ist. Da der Russe vor uns an der Moldau war, kamen wir nicht weiter. Wir ließen die SPW stehen, zerlegten die Waffen und flohen waffenlos in den Wald Richtung Westen. Das war wohl vom 9. auf den 10. Mai.

An dieser Stelle will ich etwas nachholen. Seit der Einberufung am **14.12.1944** war ich mit einem Freund Willi immer zusammen. Wir waren gleich groß und standen deshalb immer nebeneinander. Das war bestimmt nichts Besonderes und kam öfters vor. Andere Soldaten waren vielleicht 4 Jahre zusammen. Doch wir zwei waren schon im Winterhalbjahr 43/44 zusammen in der Landwirtschaftsschule und vor der Einberufung beim RAD (Reichsarbeitsdienst) in Westpreußen.

Doch an diesem Abend kamen wir an eine Straße, die von russischen Fahrzeugen viel befahren war. In Verkehrslücken haben wir einzeln die Straße überquert. Nachdem es sieben Kameraden geschafft hatten, kamen endlose Kolonnen. Ein Österreicher und ich lagen noch im Feld und konnten nicht über die Straße. Erst in der Dunkelheit hatten wir

die Möglichkeit, aber unsere Kameraden waren nicht mehr da, so auch mein Freund Willi nicht. In der Nacht liefen wir weiter, wir orientierten uns nur nach den Sternen. Dann streiteten wir zwei uns, in welche Richtung wir weiter laufen müssen. Also trennten wir uns und jeder ging seinen eigenen Weg. Übermüdet schlief ich auch einmal im Wald, dann ging ich wieder weiter durch die Nacht. Bei Tage sah ich, wie die Russen und Tschechen in den Dörfern den Sieg feierten.

Ich hatte Hunger und Durst. Den Durst löschte ich mit Bachwasser und so gut hat Wasser noch nie geschmeckt. Als ich am Nachmittag ein Waldhäuschen entdeckte, war es mir egal was jetzt passiert. Ich schlich mich von hinten an und ging hinein. Im Haus war ein altes Mütterlein und ich bat sie um Essen. Sie nickte und machte mir eine Suppe warm, die ich gleich verschlang. Sie gab mir auch zu verstehen, dass soeben die Russen hier waren und ihren Sohn mitgenommen haben. Sie gab mir noch ein paar Scheiben Brot mit auf den Weg. Dann gab ich ihr die Hand, bedankte mich herzlich und verschwand schnellstens wieder im Wald. Ich lief vielleicht fünf Minuten oder auch länger in die bisherige Richtung. Als ich an eine kleine Waldlichtung kam, traute ich meinen Augen nicht. Meine sieben Kameraden, die ich am Abend zuvor verloren hatte, saßen da und berieten die Lage. Ich bin die ganze Nacht und den ganzen Tag quer durch den Wald gelaufen, nicht etwa auf Wegen, und wir alle trafen uns hier wieder. Es gibt also doch noch Wunder. Da auch sie noch nichts zu Essen hatten, teilten wir uns mein Brot.

Noch eine weitere Nacht irrten wir durch den Wald. Es war nun der 12. Mai, als wir weiter Richtung Westen liefen und uns am Waldrand ausruhten. Wir überlegten wieder was wir machen sollten. Mit den Nerven waren wir so wie so am Ende, als plötzlich ein Panjewagen (russischer Kastenwagen, der von zwei Panjepferden gezogen wird) um die Ecke kam. Als uns die Besatzung sah, schossen sie sofort in die Luft und riefen auf russisch „Hände hoch“. Wir hatten keine Chance zu fliehen und wir ergaben uns. Der russische Hauptmann und noch ein paar Soldaten nahmen uns mit bis in das nächste Dorf. Dort befahl er einer Tschechin, uns Milch und Brot zu holen, damit wir uns satt essen konnten. Auch bot er uns eine Zigarette an. Nach dem ersten Zug auf leeren Magen wurde uns schlecht. So eine Gefangennahme hatten wir nicht erwartet und kam bestimmt auch selten vor. Der russische Offizier schickte uns dann, begleitet von einem bewaffneten Tschechen, in das Gefangenlager Tabor. Auf dem Weg nach Tabor kamen wir an eine Panzersperre. Hier versuchte ein russischer betrunkenen Offizier mit der Pistole in der Hand die Panzersperre zu entfernen. Als wir kamen, mussten wir mit den Worten des Russen, „dawei dawei“, was „schnell, schnell“ heißt, ihm sofort helfen. Diese russischen Worte sollten uns noch länger begleiten. Dann kam ein endloser Zug deutscher Soldaten, der in das Gefangenlager zog. Wir reihten uns unauffällig ein, denn der betrunkenen Russe war uns aus Erfahrung zu gefährlich. So kamen wir in das Gefangenlager Tabor mit 60.000 Mann unter freiem Himmel, umgrenzt von Stacheldraht und Wachsoldaten. Wir suchten uns eine kleine Anhöhe wie

ein Maulwurfhaufen wo wir uns hinkauerten. Dann zogen wir die Jacke aus und hängten sie uns zum Schlafen um.

Am nächsten Tag wurde eine Hundertschaft abgezählt, die ein Stück Land zugewiesen bekam, auf dem sie sich aufhalten sollte. Zu Essen gab es $\frac{3}{4}$ l Erbsensuppe, aber sonst nichts. Nach ein paar Tagen konnten wir sie trotz Hunger nicht mehr essen. Erst als wir Brot dazu bekamen konnten wir sie wieder schlucken. Mit Lautsprechern wurde viel Propaganda gemacht. So wurde zum Beispiel gesagt: „Ihr kommt alle nach Hause, aber nach und nach.“ Wenn einer sagt, wir kämen nach Russland, der wurde eingesperrt. So ging die Lügerei schon los und dauerte bis zum letzten Tag. Später bekamen wir Gasplanen. Das war eine Art wasserfestes Papier, mit dem wir uns zudeckten. Wir bauten uns später eine Schlafstätte, indem wir uns ringsherum Erde aufschichteten und mit den Gasplanen überspannten. Eine fünffache Schicht Gasplanen und dazwischen gespannte Drähte hielten sogar einen Hagelschauer aus. Wir lagen darin wie die Heringe in der Büchse.

Zwischen dem 5. und 8. Juni wurden wir in Viehwaggons verladen und fuhren über Wien, Pressburg, Budapest und Bukarest bis nach Fuchsschani in Rumänien. Bei dieser Fahrt standen wir am **10. Juni** auf dem Nebengleis eines Bahnhofes in Österreich. Auch standen dort russische Truppentransportzüge auf den Nebengleisen. Diese betrunkenen Soldaten kamen zu unseren Waggons und wollten uns filzen. Filzen bedeutet, alles zu durchsuchen und was gebraucht wird, mitnehmen. Das wurde aber schon ausgiebig im Lager gemacht, indem wir uns nackend ausziehen und dann zur Filzung vortreten mussten. Hier, auf dem Bahnhof in Österreich, kamen die Soldaten in unseren Waggon Nr. 53. Allen voran ein Major mit entsicherter Pistole, der kaum noch stehen konnte. Außer einer Nagelfeile als „Mordwaffe“ fanden sie nichts. Dann gingen sie in den Waggon Nr. 51. Dort fiel auf einmal ein Schuss und die Russen riefen „Die Deutschen haben geschossen“. Es kamen noch mehr Soldaten herbei und sie schossen und schlugen mit Eisenstangen im Waggon um sich. Als sich die Lage beruhigt hatte, wurden die Wagen ab 51, also auch unserer, auf ein Abstellgleis außerhalb des Bahnhofs geschoben. Die noch Lebenden des Wagens 51 mussten im Gelände unweit der Gleise ein Loch ausheben und die Toten hinein werfen. Dann mussten sie sich vor das Grab stellen und wurden auch erschossen. Auch wurde noch ab und zu in das Grab geschossen. Wer das Grab zugemacht hat weiß ich nicht mehr. Wir, von Wagen 53 und 52, waren Zeugen dieses Gemetzels, und das alles fand nach dem Kriege statt. Durch die vergitterten Luken des Waggons konnten und mussten wir das alles miterleben. Wir hatten einen Kameraden im Waggon, der die russische Umgangssprache etwas verstand. Bei uns im Wagen war eine Totenstille. Jeder dachte, jetzt kommen wir dran. Wir bekamen auf dem Abstellgleis nichts zu Essen und zu Trinken. Wir hatten keinen Hunger, nur Durst. Wir haben in der kurzen Zeit unseres Einsatzes viel Tod und Elend erlebt, aber das hier war das Schrecklichste. Wie wir später erfuhren, sollten alle 50 Mann im Waggon, außer dem Hauptmann, ums Leben gekommen sein.

Unsere Waggonen wurden dann wieder angekuppelt und der Zug fuhr weiter bis nach Fuchsschani, wo die Europaspur endet und die russische Breitspur beginnt. Dieses Durchgangslager sahen Hunderttausende von Kriegsgefangenen, die dann in die Weite des russischen Landes verfrachtet wurden. Wie ich jetzt erfuhr, machte auch der Braunsdorf Fritze aus Grünhartau mit dem Lager Bekanntschaft. Wir bekamen in dem Lager anderes Essen und wir kamen vom Donnerbalken nicht mehr herunter. Der Donnerbalken war ein Holzbalken vor einer Grube auf den man sich setzte um seine Notdurft zu verrichten. Auch da spielten sich unbeschreibliche Szenen ab. Wir waren vom **21. bis 23. Juni** in dem Lager und wussten jetzt zu 100%, dass wir nach Russland kamen. In die Mitte des Güterwagens wurde ein Loch geschnitten. Ein ca. 30 cm hohes Holzgestell darüber bildete das Klo. An beiden Seiten bis zur Tür wurden Pritschen angebracht, sodass über 50 Personen im Wagen liegen konnten.

Unser Zug bestand aus 60 Wagen und wurde von zwei beziehungsweise drei Lokomotiven, je nach Gelände, gezogen und geschoben. Wir fuhren erst Richtung Krim und dann nach Norden über Kiev, Charkov und Moskau nach Perm (Molotov). Dort begann, so viel ich weiß, das russische Zwangsarbeitsgebiet mit den Zwangslagern. Wir fuhren noch etliche 100 Km nördlicher nach Baskaja. Am 6. Juli erreichten wir unser Ziel, also dauerte unsere Fahrt vier Wochen. Baskaja lag an einer Haupteisenbahnstrecke. Sie war elektrisch und alle 10 Minuten fuhr ein Güterzug voll Kohle aus dem Norden in den Süden. Das Essen auf der Fahrt bestand fast nur aus Dürrgemüse. Es war zwar zu wenig, aber gut verträglich. Brot bekamen wir unregelmäßig, wenn es gerade vorhanden war.

In Baskaja war die Verpflegung schlecht. Es gab nur dünne Wassersuppe und kein Brot. Auch waren wir von der Fahrt sehr geschwächt. Im Ziehbrunnen war noch ein Eisklumpen vom letzten Winter. Die Baracken, in denen wir schlafen sollten, waren dick mit Wanzen bewohnt, aber für uns unbewohnbar. Wir kampierten draußen im Hof. Erst nach einer Vergasung konnten wir einziehen.

Wir bauten an der Bahnstation den ersten Ziegelbau, einen Lokomotivschuppen. Es gab keine Baumaschinen, alles wurde von Hand gemacht. Die Verpflegung wurde besser und es gab 600 Gramm Brot am Tag. Es gab aber nur dieses Brot, auch für die Bevölkerung. Die Suppen waren aber immer dünne, meistens Kapuster-Brühe (Krautbrühe). Zu Trinken gab es Fichtennadeltee satt. Früh morgens zwischen sechs und sieben Uhr gab es den Tee, sonst nichts. Von acht bis 16 Uhr ging es zur Arbeit. Um 18 Uhr war Essenausgabe. Bis zum Schlafen aß ich, auch viele andere, nach und nach alles auf. Das hatte den Vorteil, dass es nicht geklaut wurde. Auch die Ratten, die uns nachts besuchten, fraßen es uns nicht unter dem Kopf weg. Denn wer das Brot nicht aufaß, nahm es nachts als Kopfkissen.

Die Arbeiten wurden nur im Akkord verrichtet. Wenn ein Arbeiter sein Soll mit 101% und mehr erfüllt hatte, bekam er zusätzlich $\frac{1}{4}$ Liter Kasch (z.B. Hirsebrei). Für die

Schwachen war das so wie so ein unerreichbares Ziel. Meine Arbeitskraft lag im Mittelfeld. Ich habe meinen Körper wegen 4 Löffel Kasch nicht ausgelaut. Die Hoffnung, wieder nach Hause zu kommen, habe ich aber nicht aufgegeben. Dass viele Gefangene starben, haben wir gewusst, aber die Anzahl konnten wir nicht erahnen. Im Oktober kam der erste Sammeltransport nach Hause. Es waren vorwiegend Polen, Tschechen und Österreicher, die der Russe einfach so mitgenommen hatte. Die wurden aus allen Lagern gesammelt und nach Hause transportiert.

*Unser Lager wurde aufgelöst und wir kamen nach Cremertschek. Das Lager war 100 Km oder auch 300 Km nördlicher. 100 Km spielen keine Rolle, es waren immer Tagesreisen. Ab dem **10. November** haben wir in einem Kohlenschacht über Tage mit einem Förderband Kohlen in einen Waggon geladen. Unsere Arbeitszeit war von 16 Uhr bis 23:30 Uhr, so auch an dem **15 November**. Gegen 22 Uhr kamen die Kohlen ins Rutschen und warfen mich um. Ich war sofort besinnungslos und wurde von den Kameraden in das Lager gebracht, wo ich am Morgen gegen acht Uhr aufwachte. Als der deutsche Sanitäter vorbeikam und mich sah, sagte er: „Ach du lebst ja noch, für dich hätte ich keine 5 Pfennige mehr gegeben. Indem Loch deines Kopfes konnte man das Gehirn sehen.“ Nach einer Begutachtung der russischen Lagerärztin, wurde ich mit dem deutschen Sanitäter in die russische Krankenstation geschickt. Ein wolgadeutscher Arzt, der auch perfekt deutsch sprach, war der Arzt des Hauses. Zur Behandlung legte ich mich auf den Operationstisch. Erst rasierte mir die Krankenhilfe die Haare um die Wunde ab. Das waren die größten Schmerzen. Der Arzt nähte nun die Wunde zu. Das Blut lief mir dabei in Mund und Augen. Es wurde alles ohne Betäubung und ohne Medikamente gemacht. Wer die Behandlung nicht überstand, der hatte Pech. Das war aber Standart für alle Patienten des Hauses. Es war eben nichts vorhanden. Ich bekam einen Kopfverband, der durch die Schwellung der Wunde schmerzte.*

*An meinem 18. Geburtstag am **17. November** konnte ich vor Schmerzen nicht schlafen und nichts essen. Ich hatte Zeit an meine Geburtstage der zurückliegenden Kinderjahre zu denken, sowie auch an die Eltern, Geschwister, Freunde und Bekannte. In den nächsten Tagen, als die Schmerzen nachließen, war es meine beste Zeit in der Gefangenschaft. Ich bekam vom Lager täglich $\frac{3}{4}$ Liter Kasch, so viel hatte ich noch nie bekommen. Und von der Krankenstation bekam ich die tägliche Kost. Ob sie mir zustand, das weis ich nicht. Auch von deutschfreundlichen Patienten, die vor Schmerzen nichts essen konnten, bekam ich das Essen. Ja, so etwas gab es auch. Auch war das Essen mit etwas Fett angemacht, was mein Magen nicht kannte. Die Folge war, dass ich Durchfall von dem vielen Guten bekam. In dieser Baracke, die das Krankenhaus war, waren nur Schwerverletzte, wie z. B. Verbrennungen. Ich war der einzige Deutsche aus dem Lager. Die Baracke war in Schlafraum, also in Patientenraum, in Operationsraum, sowie Küche und Sanitäranlagen aufgeteilt. Es war auch schön warm, was wir nicht kannten. Und wir lagen in Betten und nicht auf der Pritsche wie im Lager. Alle Menschen, außer uns Gefangenen, die in diesem Gebiet*

hinter Perm lebten, waren Zwangsarbeiter. Aus irgendeinem Grund, meist politischer Art, wurden sie zur Zwangsarbeit dorthin verurteilt. Aus diesem Grunde war auch der wolgadeutsche Arzt dort. Die Wolgadeutschen wurden nämlich im Krieg auch aus ihrer Heimat vertrieben und in ganz Russland verteilt.

Auf dieser Krankenstation traf mich ein junger Russe, der etwas deutsch sprach. Er sagte zu mir, dass er im Krieg in Mecklenburg beim Bauer gearbeitet hat. Es ging ihm dort gut. Als ihn dann die russische Armee „befreite“, wurde er zum Arbeitslager im Ural verurteilt. Nun noch ein Dialog mit diesem Russen. Wenn der Arzt bei der Visite zu mir kam, fragte er mich in fließendem deutsch: „Na Ernst wie geht’s?“ Ich antwortete: „Na ja ganz gut.“ Da sagte dieser Russe: „Warum du immer sagen ganz gut, dir nur halb gut geht.“ Er hatte ja Recht. Diesen Abschnitt der Gefangenschaft habe ich etwas ausführlicher geschildert, weil ich als deutscher Kriegsgefangener die Chance erhielt im russischen Krankenlager meine Verletzungen zu behandeln und damit auch das Privatleben der Russen im Gebiet der Arbeitslager kennen zu lernen.

Am 4. Dezember wurde ich wegen Platzmangel aus der Krankenstation entlassen und lazarettfähig geschrieben. Ich sollte nach 10 Tagen zur Kontrolle wiederkommen. Ich gab diesen Befund der russischen Lagerärztin. Da der Befund später aber nicht mehr auffindbar war, war die Sache für sie erledigt. Ich war zwar nicht arbeitsfähig, aber auch nicht lazarettfähig.

Am 8. Dezember wurde ich trotzdem von der Lagerwache zum Holzsägen eingeteilt. Da ich durch meinen Unfall keine eigene Winterkleidung hatte, bekam ich nasse, nicht passende Filzstiefeln, sodass meine Zehen erfroren. Die Arbeitskolonnen hatten im strengen Winter Filzstiefel, gefütterte Hosen, Pelzmantel und Pelzkappe. Unterhosen und Unterhemden hatten wir nicht. Um meine erfrorenen Zehen und den Fuß wurde eine Papierbinde gewickelt und ich war weiter arbeitsunfähig. Die Binde wurde nicht gewechselt und die Zehen haben gestunken. Ich dachte, sie würden abfaulen. So um die Weihnachtszeit wurde der Dreck von den Zehen abgemacht und siehe da, es hatte sich eine neue Haut darunter gebildet. Es ist nicht zu glauben, wie sich der Körper auch ohne Salbe und Medikamente hilft. Bei Frost hatte ich aber noch jahrelang Schmerzen.

Um diese Zeit gab es auch eine große Kältewelle von -40°C , an einem Morgen waren es sogar -56°C . Da durften wir nicht die Baracke verlassen. Am nächsten Tag war es wieder milder. Die Wachmannschaft achtete auf dem Weg zur Arbeit darauf, ob ein Gefangener eine weiße Nase bekam. Denn dann wurde sie sofort mit Schnee eingerieben. Der **24. Dezember 1945** war bei einer Kelle voll Wassersuppe und 200 Gramm Brot ein hungriges Weihnachtsfest. Zu Essen gab es so wenig, weil durch den kalten Winter die Bahn keinen Nachschub lieferte und das betraf alle. Wenn wieder Nahrungsmittel ankamen, mussten wir Gefangenen auch nachts beim Entladen helfen. Dabei konnte man ab und zu auch etwas „organisieren“ oder sogar essen. Auch Pferdehafer war beliebt, wenn man daran kam. Der wurde zwischen zwei Büchsen

geschrotet und dann zu einer Hafersuppe gekocht. Der deutsche Lagerleiter ging am heiligen Abend durch die Baracken und sagte ein paar Worte. Ob wir auch ein Weihnachtslied gesungen haben, weiß ich nicht mehr. Wir dachten wohl alle an zu Hause, aber zum Heulen war wohl unsere Gefühlskälte zu tief. Das wird heute wohl keiner verstehen, ich auch nicht mehr, aber es war so.

Unsere Wohnbaracken waren lang und doppelwandig gebaut. In der Mitte befand sich der Eingang. An den Stirnseiten der Baracke stand jeweils eine Feuerstelle. Es war ein aus Ziegelsteinen gebauter „Ofen“ mit einem großen Feuerloch, in dem man meterlange Holzscheite verbrennen konnte. Das Feuer brannte im Winter Tag und Nacht. Aber nur direkt davor war es warm. Holz war genug vorhanden, wir mussten es nur aus dem Wald nach Hause tragen. Zu Essen gab es später auch ab und zu mal Fisch. So ein Hering wurde in ca. 20 Stücke geteilt und der Kopf wurde verlost, weil es das größte Stück war. Im Sommer haben wir im Wald auch Feldsalat und im Frühjahr die jungen Blätter der Eberesche gegessen, die ein köstliches Aroma haben. Im Winter wurde ich mit anderen Kameraden in das Magazin zur Arbeit geschickt. Die Krautköpfe (Krapuster), lagen unter freiem Himmel und waren tief gefroren. Mit Pickeln wurden sie auseinander gerissen und kamen in den Kessel für Kapustersuppe. Bei der Arbeit im Magazin konnten wir uns ein paar Kartoffeln auf der Ofenplatte unter einer umgedrehten Büchse garen. Die haben damals so gut geschmeckt, sodass wir sagten, das machen wir auch, wenn wir nach Hause kommen. Damals schmeckten die halb verbrannten Kartoffeln besser, als heute Salzkartoffeln mit Buttersoße im Überfluss. Die Magazine waren auch für die Bevölkerung des Ortes da. Die Kartoffeln waren in einer Baracke, in der durch Heizen mit Holz die Temperatur über Null gehalten wurde.

Einmal im Monat wurden die Kleider entlaust. Sie wurden in einen Raum der Sauna gehängt, in dem eine Temperatur von 80 bis 100° herrschen sollte. Doch blieb es nicht lange genug so heiß, sind die Läuse erst richtig munter geworden und waren dann auch gut verteilt. An diesem Saunatag Zeit konnten wir uns auch einmal von Kopf bis Fuß richtig waschen, so auch das Hemd. Das wurde sofort getrocknet und wieder angezogen, denn wir hatten nur eins. Auch wurden alle Haare von Kopf bis Fuß mit einer Handhaarschneidemaschine kahl geschoren. Die Maschine war aber stumpf, sodass das kein Vergnügen war. Das Schneiden wurde von deutschen Kameraden verrichtet. Bei diesen Hygieneverhältnissen war das Haarschneiden unerlässlich.

Im Februar gab es eine große Untersuchung. Bei den Arbeitsfähigen wurde die Fülle der Arschbacken begutachtet. War bei der letzten Reserve des Körpers noch was vorhanden, so kam man in Gruppe zwei, was „voll arbeitsfähig“ bedeutete. Auch ich kam in diese Gruppe, fühlte mich aber sehr schwach. Ich kam zu den Waldarbeitern, zur schwersten Arbeit. Eine Rotte, ich glaube vier Mann, arbeiteten zusammen und etliche verdienten sich im Akkord noch zusätzlich Essen (Kasch) dazu. Ich war dazu nicht zu gebrauchen, keine Rotte wollte mich haben. Da machte ich im Wald „Kultura“,

wie es der Russe nannte. Ich verbrannte vier Wochen lang Tannenäste. Der Schnee lag etwa einen Meter hoch und die Bäume wurden über dem Schnee abgeschnitten. Der Schnee war aber verharscht, sodass man oben drüber lief. Ich kümmerte mich drum, dass das Feuer immer gut brannte und hielt mich so über Wasser. Der Weg in den Wald und zurück war schon anstrengend genug. Im April kam ich in Gruppe drei. Bei einer Arbeitszeit von sechs Stunden bauten wir Baracken und rodeten Stöcke. Von November bis Mai ist nun durchgehend Winter gewesen, danach ging das Wetter aber auch gleich in den Sommer über.

Im Juni war wieder eine große Untersuchung. Die Arbeitsfähigen mussten sich im Hof aufstellen, ausziehen und die Gesundheitskommission ging durch die Reihen wie bei einer Parade. Zweifelhafte Arschbacken wurden auch mal betastet. Die nicht Arbeitsfähigen, zu denen ich zu dieser Zeit auch gehörte, wurden im Lazarett tatsächlich gründlich untersucht, sogar mal abgehört und auch nach Schmerzen gefragt. Ich antwortete, dass ich eine frische Kopfverletzung habe und dass es mir schwindelig und schwarz vor Augen wird, wenn ich mich bücke. Die Ärztin glaubte mir wohl und ich wurde in eine Liste eingetragen. Von den etlichen hundert Lagerinsassen standen gerade mal 35 auf der Liste. Die Parolen lauteten von „nach Hause kommen“ bis zu „auf die Krim zur Erholung“. Wir hatten zwar die Hoffnung, dass wir nach Hause kommen könnten, allein uns fehlt der Glaube. Etliche Kameraden gaben uns Adressen aus ihrer Heimat. Wir sollten ein Lebenszeichen von ihnen überbringen. Wir haben aber schon einmal geschrieben, hatten aber keine Rote-Kreuz-Karte dafür. Um uns zu beruhigen, durften wir auf selbst gemachte Karten aus Birkenrinde schreiben. Diese gebündelten Karten wurden Wochen später auf der Lagerwache als Kopfunterlage entdeckt. Eine echte Rote-Kreuz-Karte habe ich am **7. April 1946** geschrieben. Da sie wahrscheinlich erst nach Schlesien ging und nach der Vertreibung der Eltern weitergeleitet wurde, kam sie, so glaube ich, im **Frühjahr 1947** bei meinen Eltern in Norddeutschland an.

Nun wieder zurück in unser Lager.

Auf einmal hieß es, die in die Liste eingetragenen sollten sofort heraustreten. Nach zwei Stunden mussten wir wieder zurück in die Baracke. So ging es etliche Male und auf einmal wurden wir doch fortgebracht. Hier wurde ich auch von meinem Freund Willi getrennt, der erst Anfang der 50er Jahre in den Raum Lüneburg zurückkam. Zwischen dem 8. und **10. Juli 1946** wurden wir noch weiter nördlich nach Jawei gebracht. In dem Lager wurde der Transport zusammengestellt. In Gruppen standen die Leidensgenossen zusammen und erzählten, wo sie waren und was sie erlebt hatten. So hörte ich zufällig, wie ein Schlesier von „Breslau“ und „Grünhartau“, meinem Heimatort, erzählte. Er hieß Ohnesorge und hatte Frau Marta Ludwig von Grünhartau geheiratet. Sie handelte damals mit Eiern und Butter und war allen gut bekannt. Ich habe den Kameraden Ohnesorge im kleinen Dorf Grünhartau nicht kennen gelernt, aber

hier, 5000 Km von der Heimat entfernt, trafen wir uns zum ersten Mal. So habe ich auch im ersten Lager Baskaja nur ganz kurz im vorbeigehen einen Schulfreund aus Kampen getroffen. Es war Horst Pfeiffer und er hatte damals noch die HJ Uniform an, weil er wahrscheinlich von der HJ aus im Einsatz war, als ihn der Russe festnahm. Wir hatten sowieso alle unsere Wehrmachtsklamotten an.

Nachdem der Transport endgültig zusammengestellt war, fuhren wir in Richtung Süden. Es war wieder ein Güterzug, wie auf der Hinfahrt, nur die Luken waren nicht vergittert. Das Essen war jetzt auch besser. In Polen bekamen wir auch mal Weißbrot. Erst als wir in Brest die Eisenbahnspur wieder wechselten, war unsere Hoffnung gestärkt, dass wir tatsächlich nach Hause kommen. Wir waren bisher doch nur belogen worden, wir glaubten nichts mehr so schnell. Geglaubt haben wir es erst, als wir in Frankfurt/Oder die deutsche Sprache hörten und vom Deutschen Roten Kreuz bewirtet wurden. Unser Transport aus Russland dauerte auch wieder vier Wochen. Beim Ausstellen der Entlassungspapiere erfuhren wir jetzt offiziell, dass wir nicht mehr nach Schlesien durften, da die Bevölkerung ausgesiedelt wird. Wir galten also als heimatlos und kamen ins Heimatlosenlager nach Dwasieden bei Saßnitz auf Rügen.

Unser Vater war bis ans Kriegsende beim Volkssturm und suchte dann unsere Mutter wieder auf, die wie alle anderen vor den Russen in die Glatzer Berge geflüchtet waren. Die Flucht war organisiert und geleitet. Mitte Mai wurde die Rückkehr nach Grünhartau freigegeben. Die zerstörten und verdreckten Wohnungen mussten wieder bewohnbar gemacht und für Essen gesorgt werden. Kadaver und Leichen mussten begraben werden. Auch Mienen und Munition lagen herum. So starben Kinder der Familie Siegemund und Ullmann und es verletzten sich viele beim Hantieren mit einer Panzerfaust. Auch Frau Friem trat im Feld auf eine Miene und verlor ein Bein. Zwei Kinder wurden verletzt. Einen ausführlichen Bericht über die Flucht und Ausweisung durch die Polen ist im Buch „Unser Dorf Grünhartau“ beschrieben. Es wurde von Ilse Tobis 1984 zusammengestellt.

1945 wurde von der Besatzungsmacht verfügt, dass polnische Bürger, die von den Russen aus Galizien vertrieben wurden, in unsere Häuser eingewiesen werden. Nachdem Deutsche und Polen ein Jahr zusammengelebt hatten, wurden am 8. August 1946 die ersten Grünhartauer von der polnischen Miliz ausgewiesen. Unsere Eltern waren auch dabei. Am gleichen Tag kam ich aus der Gefangenschaft in Frankfurt/Oder an und kam dann nach Rügen. Ich schrieb gleich an unsere Verwandten in Berlin, um zu erfahren wo sich unsere Eltern aufhielten. Ich bekam ein Telegramm: "Eltern noch zu Hause". Ich meldete mich als Landwirt zur Arbeit. Meinem Alter von 19 Jahren verdanke ich wohl, gleich eine Stelle bei Kalius in Buschwitz bei Bergen bekommen zu haben. Nach der Quarantäne trat ich am 26. August die Stelle an. Am 5. September begann ich meine Tagebuchaufzeichnungen aus der Kriegszeit und Gefangenschaft zu schreiben.

Diese Aufzeichnungen sind auch die Grundlage für meinen „Erlebnisbericht“. Ich verrichtete in Buschwitz alle landwirtschaftlichen Arbeiten und bekam reichlich zu essen. Mein Gesundheitszustand war erträglich. Durch die Unterernährung hatte ich Wasseransammlungen im Körper mit den bekannten Folgen. Bauer Kalius hatte früher einen 400 Morgen großen Hof bewirtschaftet. Der Russe hat aber die großen Höfe aufgeteilt und den Arbeitern zur Bewirtschaftung überlassen. Herr Kalius hat auch nur einen Hof von 30 ha bekommen, weil seine Frau Schwedin war und in der Nazizeit im Gefängnis saß, angeblich wegen Schwarzschlachten.

Am 16. September bekam ich einen Brief aus Berlin mit den Adressen von den Eltern und Bruder Max. Es folgten am **27. September** die ersten Briefe von ihnen. Es stand nun fest, dass unsere Familie alle Kriegsgefahren lebend überstanden hatte. Die Eltern meldeten sich nach der Vertreibung aus Strückhausen im Kreis Wesermarsch und waren beim Bauern untergebracht. Mein ältester Bruder war als Fleischer in Wehrheim im Taunus und mein zweiter Bruder war noch in jugoslawischer Gefangenschaft. Alles Orte, die man noch nie gehört hatte.

Nach längerem Briefwechsel zwischen Eltern und Bruder entschloss ich mich am **2. Dezember 1946** in den Westen zu fahren. Ich meldete mich polizeilich in Buschwitz ab und reiste das erst mal nach dem Krieg mit einem Personenzug nach Berlin. Mit dem russischen Entlassungsschein reiste ich sogar kostenlos. In Berlin suchte ich erst einmal meine Verwandten auf. Am 5. Dezember meldete ich mich in der Invalidenstraße 50 auf der englischen Kommandantur. Mit einem Militär-LKW wurden wir nach Berlin-Staaken gefahren, wo wir untersucht und entlaust wurden. Als alle Formalitäten erledigt waren, wurde ein Personenwagen an einen britischen Truppentransportzug angehängt, in dem wir nach Munsterlager fuhren. Durch dieses Entlassungslager mussten alle, die in die britische Zone wollten. Hier kamen wir auch das erste Mal mit Kriegsgefangenen zusammen, die in anderen Ländern waren. Die hatten zum Teil große Seesäcke, die sie nach Hause schleppten. Wir aus Russland hatten damit keine Probleme, wir hatten nichts.

In einem richtigen Lazarett wurden wir gründlich untersucht. Mit der Unterernährung hatte ich die Wahl zwei bis drei Wochen auf der Krankenstation zu bleiben oder mich entlassen zu lassen. Von Lazarettkameraden wurde mir empfohlen mich für die Entlassung zu entscheiden, da ich zum Bauern kommen sollte. Ich nahm den Rat an und wurde am **22. Dezember** entlassen. Wir bekamen Geld, ich glaube 50 Reichsmark, einen Mantel und eine neue Woldecke, woraus später meine erste Hose wurde. Am 23. Dezember wurden wir mit dem LKW zum Bahnhof gefahren. Ich wurde im Bahnhof Oldenburg abgeladen und erreichte noch den letzten Zug nach Brake. Um 21:30 Uhr in dunkler Nacht kam ich dort an. Wo liegt jetzt Strückhausen? Ich fragte Leute und dann ein junges Pärchen. Sie gingen auch diesen Weg und sie kannten sogar den Bauer Westje (Wäsche), wo meine Eltern wohnten. Es waren noch 8 km zu laufen.

Meine erfrorenen Zehen machten mir schwer zu schaffen, ebenso Glatteis auf den mit Backsteinen rundgepflasterten Straßen. Mir kam der Weg wie eine Ewigkeit vor. Man sah auch nur ab und zu ein Haus, da viele Häuser weiter zurück standen. Wenn ich heute die Strecke befahre denke ich oft an diese Nacht zurück. Seit 1976 fahren wir fast jedes Jahr nach Jaderberg zum Grünhartauer Treffen und kehren an die Stätte der Erinnerungen zurück.

Als uns auf dem Weg nach Strückhausen in dieser Nacht ein Auto entgegenkam, legten wir uns am Straßenrand in Deckung. Wie meine Begleiter mir sagten, war um 23:30 Uhr Sperrstunde. Wenn das die Militärpolizei ist, nehmen sie uns mit und werden uns über Nacht einsperren. Wir gingen weiter und gegen 24:00 Uhr waren wir in Strückhausen bei Westje. Ich ging um das mir gezeigt Haus und klopfte an irgendein Fenster. Auf einmal hörte ich die bekannte Stimme meiner Mutter im schlesischen Dialekt: „Hurch a moll Ernst, iss hott doch gekloppt“. Jetzt war Ich zu Hause, trotzdem wir keines mehr hatten.

Es gab nur ein kleines Zimmer, ein Bett für zwei Leute, ein Schrank, ein Stuhl. Sie konnten sich nur einzeln ausziehen, so eng war es. Das war aber nicht einmalig, sondern war in den Flüchtlingswohnungen Gang und Gäbe. Es war auch nur zum Schlafen. Essen und Wohnen tat man in der großen Küche der Familie Westje. Ich schlief die eine Nacht in der Wohnstube, dann bekam ich ein Bett in der Kammer des Sohnes Willi. Willi hatte nur noch ein Bein und eine Prothese, er war ein prima Kumpel.

Auch die zwei Westje Familien Fritz und Sohn Hinrich hatten nicht viel Wohnraum zur Verfügung. Wir hatten es, wie soll ich sagen, menschlich sehr gut, wenn man heute die Zustände als unmenschlich betrachten würde. Meine Eltern wurden von allen Onkel und Tante Burghardt genannt. Wir halfen alle in der Landwirtschaft, aber im Winter war nicht viel zu machen. Das Bauernhaus war im norddeutschen Stil gebaut, das heißt, Stall, Scheune und Wohnhaus bildeten eine Einheit. Hier musste ich nachts etliche Male zum Wasser lassen aufstehen. Im Winter waren die Füße noch nicht richtig warm im Bett und da musste ich schon wieder raus.

Herr Westje sagte, ich solle mich erst mal erholen, bis ich eine richtige Arbeit annähme. Ich bekam langsam Schuldgefühle, da ich mich von Herrn Westje gegenüber seinen Söhnen bevorzugt fühlte. Daraufhin war ich froh, als er mir einen Arbeitsplatz beim benachbarten Bauern anbot. Am **1. Mai 1947** trat ich die Arbeitsstelle bei Bauer Beckhusen an. Ich verdiente im Monat 60 Reichsmark. Das Geld hatte keinen Wert. Nur im Tauschgeschäft und auf dem Schwarzmarkt konnte man etwas bekommen. So bekam ich einmal für mein altes Fahrrad eine neue Decke von meinem Chef, die einen Tauschwert von einem Pfund Butter hatte. Nachdem im **Juni 1948** die Deutsche Mark eingeführt wurde, kaufte ich mir ein gutes Fahrrad für 200 DM. Ich verdiente aber nur 65 DM im Monat.

Bis **Anfang 1950** blieb ich bei Bauer Beckhusen, Doch dann kam deren früherer Arbeiter aus der Kriegsgefangenschaft zurück. Seine Frau wohnte noch im Arbeiterhaus des Bauern. Von Mai bis November war ich noch bei Bauer Kaper in Schmalenfleht. Auch hier hatte ich einen guten Arbeitsplatz und gute menschliche Beziehungen zur Familie Kaper und Scheitz. Im **November 1950** zogen wir zu meinem Bruder nach Wehrheim im Taunus. Er hatte für uns Schon 30 Morgen Land gepachtet. Ich bemühte mich, eine Hofreite zu erwerben. Die Behörden genehmigten mir aber kein Darlehen zum Erwerb, da ich nicht verheiratet war. Am **9. Juli 1955** heiratete ich in Seulberg im Taunus Lydia Etzel, deren Eltern einen landwirtschaftlichen Betrieb besaßen.